

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 11 (1907)

Artikel: Nach langen leeren Wochen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gischen Schönheit der handelnden Gestalten und von der Unruhe der Zeit, einen Zug von leidenschaftlicher Inbrunst. Doch heben sich gerade hier einige behaglich gezeichnete Vertreter der untern Volkschichten wirkam ab. Es ist gar nicht der geringste Reiz dieser Dorfgeschichten, wie der Kampf gegen Junfer und Jesuiten sich in den spekulativen Köpfen alter Bauerntuechte spiegelt und von einfältigen alten Weiblein bejammert wird.

Auch ein glücklicherer Lebensgang hätte Frey kaum den eigentlichen Humoristen beigezellt. Aber die liebenswürdige Heiterkeit und Laune, die mit seiner Bildung immer verbunden ist, schwebt doch über manchen seiner Darstellungen. In dieser Beziehung ist „Die Freisäumer-Deputierten und General Mas-
sena“ ein kleines Kabinettstück. Unwillkürlich sieht man sich da auch nach dem Stifte Richters um, der die hebelischen Gevatterleute illustrierte, wenn diese, mit einer Mission betraut, über Land schritten.

Den historischen Dorfgeschichten Freys stehen gegenüber die auf städtischem Boden spiellenden geichtlichen Erzählungen des Dichters. Ebenso hat er eine Reihe seiner Novellen, nicht historischer Natur, auf dieses Gebiet verlegt. Wir werden nun die persönlichsten, also schönsten Neuerungen seines Wesens nicht in diesem Teile seines Lebenswerkes suchen — des Dichters tiefstes Selbst war ja an die ihm angestammte Scholle leidvoll gekettet und gebunden — ebensoviel aber könnten wir uns diesen Teil daraus hinwegdenken. Nicht nur den Geschichtsfreund, den geborenen Kulturmensch Frey (vom Künstler nicht zu reden) mußte es ja auf Städteboden drängen, und die Kenschaft war ihm dort von vornherein gesichert.

Wir gelangen denn auch z. B. in den bürgerlichen Novellen Freys in den Bannkreis feinter Sitte. Freundschaft und Bildung, den Fahnenflug der vaterländischen Feste, das Feuer der Begeisterung, das dieser in Alten und Jungen einfacht, den Spaziergang vor dem Tore, den beschaulich feinen Gedankenaustausch — alles gönnt und bereitet er dort seinen Helden, sodß, beglänzt von des Dichters hohen Idealen, das bürgerliche Leben unserer Väter und Großväter sehnsuchterweckend an uns vorüberzieht.

Mit welcher Sicherheit Frey die historische Stimmung und Farbe der alten eidgenössischen Stadt bestimmt hat, weiß jeder, der die wundervolle, früher schon von Hesse so hochgeschätzte Novelle „Ein erfülltes Versprechen“ kennt. Oder man ver gegenwärtige sich die Atmosphäre in seinen feudalen Schlössern und wie ihre äußern Konturen aus stillen Wasserflächen steigen („Das Schwerterbe“)!

Wir verdanken Frey auch einen der wenigen historischen Romane, die unsere Literatur aufweist. Die Waise von Holligen ist das beste derartige Werk, das wir neben Meyers Zehnach bestehen. Der Roman führt uns wieder in das Jahr 1798, die Epoche, die dem Dichter literarisch gehört und ihm in unserer Vorstellung längst gemilderte Farben verdaunt. Er besticht also namentlich auch ethische Vorzüge. Ein wohltuendes, fast lichtes Buch schildert uns da die dunkelste Zeit. Es ist doch äußerst bezeichnend für Frey, daß die Sternennächte in seiner Dichtung so selten fehlen.

Der Nachdruck liegt in der Waise von Holligen durchaus auf dem Guten. Heldenstamn und schlichte Treue erfahren darin eine Darstellung, die um so mehr erfreut, als wir diese Tugenden auf den Ruf der vaterländischen Not in voller Selbstverständlichkeit sich einstellen und in Kraft treten sehen. Daß die Pfade seiner Hauptpersonen sich glücklich wenden, wird durch sie von völlig unabhängige liebenswürdige Eigenschaften des Buches fast außer Betracht gesetzt. Gerecht und unverzagt, von schöner Warmherzigkeit, mit der die stolzlich unberechnete Fülle Hand in Hand geht, gewinnt es unsere Sympathien.

Frey legt an Menschen und Zustände des Jahres 1798 den Maßstab vornehmer Billigkeit, d. h. er verknüpft sie mit psychologisch feinen Fäden.

So klagt die Jugendshuld des jungen Diezbach fast ebenso sehr die sittlichen Gepflogenheiten seines Standes als den

Junfer selbst an (überdies muß er sie unverweilt mit seinem blühenden Dasein führen). So stirbt ein Oberst Stettler, der den Folgen seines Volkshasses nicht um Zollersbreite ausweicht, unserer Achtung würdig, und sein Bild gewährt uns, wie der Anblick jeder Ganzheit, Befriedigung. Ehrlich bangen wir um den starrsinnigen Herrn von Holligen, wo wir ihn im Grauholz vom Feinde umringt sehen.

Freys historisches und künstlerisches Gefühl kann an dem Unerleglichen, das eine Jahrhunderte alte Kultur den damaligen Adelsgeschlechtern hinterlassen hatte, nicht vorübersehen. Und er läßt es auch vom Volke, fast gegen seinen Willen, vielmehr dessen treuer und wohldenkender Art gemäß, als schön und ehrfurchtgebietend empfunden werden.

Es ist selbst ein Adelszeugnis für das treffliche Volksbuch, daß es für seine patrizischen Helden unsere (nicht einmal lediglich ästhetische) Schätzung erlangt. Nicht weniger sicher lenkt es darum unsere Zustimmung und Liebe. Das Herz erzittert uns angesichts der Befreiungstat der Kanoniere oder wo wir im Morgenrot den Landsturm aus den Bergen anrücken sehen! Seltener ist die Schönheit des schweizerischen Volksgemütes mit überströmender Herzlichkeit geschildert worden als in der Waise von Holligen. Blühende Lagerzonen, stills Wachten vor Friedhöfen und verlassenen Heimstätten zeugen von ihr.

Bezeichnend für den Dichter ist auch wieder, daß er seinen Helden, den er als das verkörperte Ideal der hoffenden Zeit in die Mitte zwischen Adel und Volk stellt, zugleich Künstler sein läßt. Das deutet auf den Anteil hin, den er, gleich Keller, dem Dienste des Schönen an der Befreiung und Beglückung des Menschengeschlechts beimitzt.

Was die Form des Romans betrifft, so entspricht sie in ihrer edlen Reinheit seinem Geiste.

Die Schilderungen beweisen große Gestaltungskraft. Die Bilder zeigen Fülle und manigfach beleuchtete Bewegung und die nicht glühenden, aber so lautern und ursprünglichen Farben, die wir gerne mit den vaterländischen Dingen in Verbindung setzen. (Letzteres wohl auch, weil wir sie schon mit Augen gesehen hatten.)

Malerisch türmt sich das alte Bern in sturmbevoigte Lüfte. Wie schön sind die Nachtzonen auf dem Münsterplatz und im Rathaus oder im Lagererhellten Grauholz! Wie anschaulich die Gefechte über Fluss und Blachfeld hinweg mit den flüchtigen Rebeln und dem rollenden Echo dahinjagen! Unvergleichlich bleibt uns das Schweigen vor der Schlacht, das am mondheilen Hügel bei Fraubrunnen die Geschützreihen bewacht. Wie dann auf dieses die Katastrophe folgt, was sie an düsterm Glanze, an todesverachtender Tückigkeit und frommer Treue auslöst, zeigt uns Frey als Geschichtsfrener wie als Künstler.

Das Naturgefühl des Dichters wirkt in der Waise von Holligen besonders stark und gibt den Bildern die schöne Vollständigkeit und Stimmungsgewalt.

Das Land, bis hinauf zur gefurchten Stirn des Weizenstein stets völlig sichtbar, wohnt dem Kampfe bei, der es verteidigt und entweicht. Es läßt den Ruf und Laut der ferne stürzenden Bäche, der Turmuhr und der sich erregenden Wälder nicht verstummen. Mondschel, Hahnenschrei und Frührot übernehmen die Rollen, die ihnen die Leidensgeschichte der Völker immer zugestanden hat. Scheinen sie hier bleicher und leiser, so spricht ja auch die Not leidenschaftloser, gelassener. Die Waise von Holligen ist das schweizerischste Buch, das wir besitzen. Die wundervolle Stimmung, in der es gipfelt, ist das Ergebnis unserer besten Kraft, die Fähigkeit dazu das Erbe aus der alten treuen Heldenzeit:

„Ich will gehn in Angst und Not,
Ich will gehn bis in den Tod,
Ich will gehn in's Grab hinein
Und doch allzeit fröhlich sein!“

(Gesang des Landsturms).

Jene Kraft hat auch durch Jakob Frey siegreich gewirkt, wie er sie wiederum zum Gegenstand seiner Kunst gemacht hat.

Anna Fierz, Rapperswil.

Nach langen leeren Wochen.

Wenn ich nach langen leeren Wochen,
Um die kein Falterflug gespielt,
Wo all mein Frohnut wie gebrochen
Zurück den freien Atem hielt —

Wenn ich nun Küsse ungemessen,
Lieb, schütte dir auf Mund und Haar:
Bist du mir mehr als das Vergessen,
Wie weit ich weltverloren war —

Dann bist du mir auf meine Frage,
Ob Gott auch mich im Dunkel sah,
Die Antwort wundersüßer Tage,
Die alle rosig flüstern: „Ja!“

A. K. T. Tiolo.





Birchliwangbach im Lauterbrunnental (Alte Lawine).
Nach Aquarell von Georges Gyssin, Rüti (Zürich).

